

Das Selbst in Psychologie und Psychoanalyse. Ein Überblick

The Self in Psychology und Psychoanalysis. An Overview

Christian Arnezeder

Themenschwerpunkt Selbstwirksamkeit und Förderung ...

Zusammenfassung

Das Verständnis des Selbst in der Psychologie und in der Psychoanalyse unterscheidet sich. In der psychologischen Theorie und deren empirischer Überprüfung findet sich ein Konzept des Selbst, welches über einen Rückbezug verschiedener Prozesse auf die eigene Person kaum hinausgeht. Aus der Befürchtung einer Verdinglichung von nicht substantiell feststellbaren psychischen Vorgängen ergibt sich eine Dekonstruktion des Selbstbegriffes, welche eine positive Fassung des Selbst offenbar nicht mehr zulässt. Dagegen bemüht sich die Psychoanalyse – nicht unähnlich der Soziologie – um ein Selbst, das Erfahrungen des Alltags erklären helfen kann. Die Situation einer Forschung um das Selbst verlangt wegen der Theoriedefizite nach weiteren Entwicklungen des Konzeptes.

Abstract

The understanding of the self in psychology and psychoanalysis differs. In psychological theory and its empirical examination there is a concept of the self which hardly goes beyond referring different processes back to oneself. The fear of reification of psychological processes that cannot be substantiated results in a deconstruction of the self-concept, which obviously no longer permits a positive version of the self. In contrast, psychoanalysis aims for – not unlike sociology – a self that can help explain everyday experiences. The situation of a research on the self calls for further developments of the concept because of theoretical deficits.

1. Einleitung

In der Alltagssprache fällt es uns leicht, über uns selber zu sprechen. Das Personalpronomen „ich“ macht es uns in der Alltagssprache möglich, etwas über uns selbst in lebensweltlichen Bezügen auszusagen und das zu vermitteln. „Ich gehe“ etwa drückt wohl unverkennbar aus, wer und was gemeint sind. In der Sprache der wissenschaftlichen Theorie sieht es anders aus. Das Ich wird eher selten verwendet, so vor allem noch in der „Ich-Psychologie“ der Psychoanalyse. Weitaus häufiger findet der Begriff des Selbst Verwendung, auch in der Philosophie, der Theologie und der Soziologie, in der Psychologie und in der lebensweltlichen Alltagssprache vor allem in der Form von Wortkombinationen, etwa Selbstwert, Selbstbewusstsein, Selbstachtung, Selbstwirksamkeit, Selbstfindung, Selbstoptimierung oder in der Selbstpsychologie, einem weiteren Zweig der Psychoanalyse.

Die Geschichte der Verwendung eines Begriffes des Selbst dauert auch bereits lang. Schon in der griechischen Antike verlangte eine der drei delphischen Inschriften am Apollotempel: Erkenne dich selbst! Bis in heutige Tage reicht dann seitdem der Anspruch, etwas über sich zu erfahren, besonders wenn Daten über sich im Self-Tracking digital erhoben, ausgewertet und miteinander verglichen werden (Jacob, Moszeik & Renner, 2017). Die so gewonnenen Daten von und über sich machen neugierig und sind Ausgaben und Anstrengungen wert.

Was bezeichnet dieser Begriff des Selbst nun? Gibt es denn eine Essenz des Selbst? Was ist eine brauchbare Bezeichnung für die verursachende und empfangende Einheit eines Menschen? Denn zumindest im Deutschen ist das Selbst ein Kunstwort der Übersetzung des englischen „Self“, das als Substantiv aus der deutschen Alltagssprache heraus ursprünglich keine Bedeutung mitführt.

Nachfolgend wollen einige Ausführungen einen Überblick verschaffen und das Selbst einer Untersuchung unterziehen. Nicht zuletzt sagt der Vergleich zwischen den Findungen der Psychologie und der Psychoanalyse auch etwas darüber aus, wie diese beiden sich voneinander unterscheiden, wie sie Wissenschaft und Praxis betreiben und miteinander verbinden, wie sie Theorien entwickeln und diese empirisch überprüfen. Nach einer Zusammenfassung der Ergebnisse umreißt ein abschließender Ausblick, was es noch alles zu tun und zu erfahren geben könnte.

2. Das Selbst in der Psychologie: Vielfalt und Bedenken

„Was bin ich?“ (Mummendey, 2006) ist für die meisten, wenn nicht alle Menschen eine grundlegende und essenzielle Frage, die nach seiner Substanz, seiner Vergangenheit und seiner Zukunft fragt, nach seinen Möglichkeiten und Grenzen, mehr als die schon konkretere Frage nach dem „Wer bin ich?“. Die Frage danach, wer man sei, ist eine solche nach der Identität, der sozialen Rolle, der Persönlichkeit, somit nach der Individualität. Was man sei, ist dagegen eine andere Frage, eine solche nach dem eigenen Aufbau und der Beschaffenheit, nach dem Sein und Wesen, nach der Grundlage.

Mit solchen Fragen und dem Finden von Antworten darauf beschäftigt sich nicht nur die Philosophie, sondern schon die Religionen seit Jahrtausenden, auch die aus der Philosophie herausgelöste Psychologie, die in ihrem Namen immerhin in sich trägt, etwas von der Psyche, dem Innenleben des Menschen und dessen Beschaffenheit, zu wissen und zu verstehen. Die Biologie und die Medizin haben den Vorteil, sie können zum Körper im Vergleich zur Psyche weitgehend klare, überprüfbare und nachvollziehbare Antworten und vor allem Daten liefern, weil das Beobachten und Messen dort in höherem Ausmaß direkt und objektivierbar sind.

Eine Sichtung der vorhandenen Literatur in der Psychologie und Psychotherapie (Ludwig-Körner, 1992) zeigt eine Vielfalt von Einzelergebnissen, Überlegungen und Zusammenfassungen von unterschiedlichsten Autoren, ohne aber eine verlässliche Position auszuformulieren. Bestimmungen des Selbst werden oft ad hoc innerhalb der eigenen Theorieentwürfe formuliert.¹⁾ Ludwig-Körner kommt schließlich zum Ergebnis, dass in diesen Entwürfen das Selbst entweder als Struktur oder als Prozess verstanden wird, die nicht losgelöst voneinander betrachtet werden können und dialektisch aufeinander bezogen sind.

„Denn die Struktur, das Immergleiche zeigt sich nur in der Bewegung, und das prozessuale Selbst ist nur darin erkennbar, daß es sich in Bezug auf einen Punkt bewegt“ (S. 459).

Anfänglich hat William James (1890), ein amerikanischer Philosoph, Psychologe und Soziologe, der mit

diesen Wissenschaftsbereichen die wesentlichen Ursprünge der Beschäftigung mit dem Selbst in sich vereint, bereits im letzten Jahrhundert eine Unterscheidung zwischen dem englischen „I“, das eine denkende und handelnde Instanz, also ein Agens beschreibt, und dem „Me“ getroffen, welches für sich und für andere zum Objekt, zum Gegenstand wird. Neben diesem „I“, das ursprünglich als „pure ego“ bezeichnet, unterscheidet er zudem noch ein körperliches, ein soziales und ein spirituelles Selbst (S. 292). Gordon Allport (1958) mahnt jedoch davor, das Selbst als eine Art „deus ex machina“ zu verwenden, um dort alles unterzubringen und zurückzuführen, was sonst nicht zu bestimmen und festzulegen ist. Um solche Schwierigkeiten in der Bestimmung dieses „Self“ zu umgehen, hat er vorgeschlagen, nicht das Selbst für sich und allein als Begriff zu verwenden, sondern nur in Kombination mit anderen Begriffen, also etwa Selbst-Bewusstsein, Selbst-Wert, Selbst-Wirksamkeit oder ähnlichem, was im Laufe der Zeit zu einer beinahe unübersichtlichen Unmenge an Begriffskombinationen geführt hat.

Nach einer ebensolchen Absage an das Selbst als Begriff der Psychologie und im Vorfeld von ausführlichen Auseinandersetzungen mit diesen Begriffskombinationen versteht Mummendey (2006) unter dem Selbstkonzept „die Gesamtheit (die Summe, das Ganze, der Inbegriff usw.) der Einstellungen zur eigenen Person“ (S. 38).

In der Psychologie bezeichnet wie in dieser Bestimmung das Selbst in der Regel die Richtung und das Objekt des Rückbezuges in den Gedanken und Handlungen auf sich, dem „Me“. Das Selbst als „I“ verstanden wird vorausgesetzt, im Gefolge von Allport nur ungefähr definiert oder in Begriffskombinationen verwendet, ein angesichts der lebensweltlichen Bedeutung unbefriedigendes Ergebnis. Dass solche theoretische Unbestimmtheit praktisches Vorgehen nicht hindern kann, zeigen die weiten Würfe im Selbstsicherheitstraining von De Muynck & Ullrich (1976) und Hinsch & Pflingsten (1983).

Dass unser Selbst keiner Substanz und keiner Lokalität in unserem Körper entspricht, deshalb auch nicht anschaulich gefunden werden kann, ist nicht neu und bestritten. Um den heute so geläufig verwendeten Wortkombinationen mit dem Selbst Bedeutung und Sinn zu verleihen, sind gezieltere Bestimmungen des Selbst vonnöten. Das Selbstbewusstsein verlangt in diesem Sinne als Bewusstsein des Selbst, dass ein solches Selbst bewusst Form und Inhalt annehmen kann, sonst ist das Bemühen um ein Selbstbewusstsein schon von Anfang an vergeblich, weil das Bewusstsein dann sich nicht auf Konkretes beziehen kann. Das Selbst kann in vergleichbarer Weise in seiner Wirksamkeit gefördert werden, einen Wert erhalten, es kann körperliche Prozesse auslösen und in der psychischen Entwicklung verschiedene Phasen beschreiten (Heatherton, 2011). Folglich muss das Selbst auch eine Einheit ausmachen, die eine autonome Explanation ihrer Substanz und Wirkungen ermöglichen kann. Dass der Mensch seine Umwelt aufnimmt und sich mehr oder weniger vernünftig ihr gegenüber verhält und die Umwelt auch dem Menschen selber wieder gegen-

über, kann kein Zufall sein, sondern muss einen Grund haben, der auch nachvollziehbar sein sollte, ein Agens, eine Essenz, ein Zentrum.

„Die Konfrontation mit den vielen Gesichtern der anderen Person, dem gleichrangigen Anderen und die Verwirrung, die sich aus solchen Konfrontationen ergibt, hat ein Selbst zur Voraussetzung“ (Swildens, 2005, S. 116).

Nicht zuletzt verlangt auch die Würde des Menschen, aus der sich die Menschenrechte ableiten, eine positive Bestimmung, welche den Menschen mit seinem Selbst – wie vielen Tieren auch – eine herausragende und somit andere Stellung in der Natur beimisst als dinglichen Gegenständen oder virtuellen Identitäten, denen derzeit üblicherweise noch kein Selbst zugeschrieben wird.

Einer solchen Forderung steht allerdings häufig ein Denken gegenüber, welches eine Verdinglichung oder eine Reifikation des Selbst und in der Folge auch eine Findung und nähere Bestimmung des Selbst umgehen will. Biologistisches oder naturalistisches Denken, das den materiellen Vorgängen als unbewusstem „Vorlauf“ einen Vorrang vor dem psychischen Geschehen einräumt und damit eine Verursachung psychischer Prozesse allein und vor allem in physiologischem Geschehen sieht, versteht das Selbst als Epiphänomen neuronaler Vorgänge, als Folge und Wirkung, nicht mehr als Ursache (Roth & Strüber 2018) und schon gar nicht als Ganzes. Wer Teile einer Konstruktion findet, versteht noch lange nicht das Ganze, das bekanntlich mehr ist als die Summe seiner Teile.

In einer ähnlichen Denkfigur will die Soziologie das Psychische umgehen, um einen eigenen Gegenstand des wissenschaftlichen Forschens unabhängig von der Psychologie zu behaupten (Schüle, 2016), und versteht das Selbst zuvorderst als Ergebnis sozialer Interaktionen. Was unser Selbst ist und darstellt, ergibt sich aus sozialen Austauschprozessen mit der mitmenschlichen Umgebung (Gecas, 1982; Demo, 1992). Der eine gesteht dem anderen zu, wer zu sein.

Die Psychologie kann und darf nicht bei postmodernen Dekonstruktionen des Selbst stehen bleiben wie etwa in der Soziologie (Callero, 2003), wo Einzelergebnisse gesammelt werden und sonst gezweifelt wird. Theoriebildung in der Psychologie ist in hohem Maße erforderlich (Mausfeld, 2010). Wenn das Selbst als Gesamtheit der Vorstellungen von sich selbst zu verstehen sei und dabei ganz wesentlich prozesshaft vorgehe (Mummendey, 2006), so ergibt sich eine Nähe zu einer psychischen Funktion, die üblicherweise dem Ich zugesprochen wird, nämlich dem Denken. Das Selbst ist ohne Denken nicht vorstellbar, sodass eine wesentliche Bestimmung an dem Denken ansetzen und von diesem ausgehen könnte, neben vielleicht noch anderen allgemeinpsychologischen Funktionen wie dem Wollen, Wahrnehmen und Fühlen.

Viel wird gedacht und geschrieben über Entstehung und Aufbau des Selbst, praktisch nichts oder wenig über dessen Abbau und Ende, obwohl das eine nicht ohne das andere zu fassen ist und das eigene oder fremde Ende des Lebens und damit auch des Selbst die Men-

schen viel mehr bewegt. Sein Selbst zu verlieren, das eigene Selbst zerfallend zu erleben, in der Psychose, in der Demenz und auch im Alter, ist wohl eines der besonders irritierenden Erlebnisse eines Menschen, gegen das er sich meist vehement wehrt. Wie der Stärkung des Selbstwertes kann auch dem Umgang mit sich im Alter oder in der Krankheit die Psychologie weitere Perspektiven eröffnen.

3. Das Selbst in der Psychoanalyse: eine psychische Instanz

Im Gegensatz zur Psychologie ringt die Psychoanalyse, was immer man gegenwärtig bei der Vielzahl an unterschiedlichen Psychoanalysen unter einer solchen konkret verstehen mag, um eine theoretische Fassung des Selbst, um den konkreten Aufbau und das Funktionieren des psychischen Apparates erklärbar und verstehbar zu machen.

In seinem Strukturmodell des Über-Ich, des Ich und des Es hat Freud (1923) in der klassischen Psychoanalyse das Ich als Bezeichnung für eine der drei Instanzen des psychischen Apparates verwendet, damit allerdings festgelegt und auch verbraucht. Wenn das Ich nämlich ein Teil des Ganzen ist, kann dasselbe Ich gleichzeitig nicht auch noch das Ganze bezeichnen. Das hat Freud in seinen Schriften zwar unbeirrt so belassen, in der Konzeption des Narzissmus aber hat das eine Schwierigkeit mit sich gebracht (Fetscher, 1981). Das Ich kann sich in seinem Narzissmus als Subjekt nicht selber als Subjekt lieben, sondern benötigt dazu wie im Satzbau ein Objekt, wenn es das auch wieder selber ist, also das Selbst.

Zur Lösung dieses Ganze-Teil-Dilemmas und des Narzissmus hat sich somit das Selbst angeboten, das von Hartmann als Begriff in die psychoanalytische Ich-Psychologie eingeführt worden ist. Das Selbst umfasst ab da in der Psychoanalyse das Ganze des Individuums, ist die Summe der Selbstrepräsentanzen, der psychischen Vorstellungen von sich, im Gegensatz zu den Objektrepräsentanzen, den psychischen Vorstellungen über die anderen, ist damit nicht ganz unähnlich der noch andauernden Konzeption des Selbst in der Psychologie als ein Rückbezug auf sich.

Der klassischen Psychoanalyse des Sigmund Freud und der folgenden Ich-Psychologie schließt sich die Objektbeziehungstheorie an, welche die psychische Entwicklung des Kindes ganz entscheidend nicht durch Triebe und Ich-Funktionen, sondern im Zusammenhang mit der Beziehung zu Personen der Umwelt sieht und

das Selbst schließlich als Ergebnis einer solchen von der Umwelt geprägten Entwicklung sieht. Bezugspersonen und andere wichtige Personen aus der Umwelt stellen Möglichkeiten und Grenzen zur Bildung eines individuellen Selbst bei, wie insbesondere die Bindungstheorie von John Bowlby berichtet und sich in der Mentalisierung von Peter Fonagy niederschlägt.

Winnicott (1974) stellt als ein Vertreter zwischen der Ich-Psychologie und der Objektbeziehungstheorie neben vielen anderen Findungen, die Eingang in die Psychologie gefunden haben, einem wahren Selbst ein falsches gegenüber, das sich aus Rücksicht auf die Erwartungen und Forderungen der Umwelt anders aufbaut und zeigt, als es eigentlich in Wahrheit wäre. Die Mutter kann dem heranwachsenden Kind in seiner Entwicklung nicht vermitteln, dass es so sein kann und darf, wie es sich selbst sieht und versteht. Aus dieser Unsicherheit heraus fügt sich das Kind, und später der Erwachsene, dem Druck der Umwelt, geben ein falsches Selbst vor, um sein wahres Selbst dahinter nicht angreifbar zu machen und auf diese Weise zu schützen.

Diese Entwicklung der psychoanalytischen Auseinandersetzung mit dem Selbst findet in der Selbst-Psychologie von Heinz Kohut (1981) einen Höhepunkt, wo das Selbst des Kindes und später des Erwachsenen in der Psychotherapie nur mit auszeichnender Förderung von einer empathischen und verständnisvollen Umwelt bestehen und sich entwickeln kann.

Die theoretischen Ausführungen der Psychoanalyse zum Selbst sind wie in der Psychologie mannigfaltig, aber auch konkret und differenziert, man muss sich auch einmal etwas vorstellen und formulieren können, um es dann empirisch zu prüfen, was auch die Psychoanalyse noch weitgehend vor sich hat.

Sie kommt damit aber einem positiven Verständnis des Selbst schon näher, wenn sich neben den psychischen Strukturen und Entwicklungen den Verwandlungen des Selbst im Traum und den Rückwandlungen im anschließenden Erwachen konkret eine psychische Instanz zuschreibt, welche diese Änderungen durchmacht.

4. Religion und Kultur: unsere Seele

In einem letzten Gedankengang sei noch auf die Bedeutung der westlichen Religionen eingegangen in der Auseinandersetzung mit einer zentralen Einheit des Menschen, welche in fachlichen Diskursen entschieden zu wenig Beachtung findet. Dem Selbst der Psychologie

und der Psychoanalyse gehen Präkonzepte der Seele und der Psyche voraus, welche schon seit Jahrtausenden, von den ersten Hochkulturen bis zur griechischen Antike und in deren Gefolge in den Religionen und Kulturen auf das Denken des Menschen von sich selbst einwirken und dieses ganz entscheidend geprägt haben. Wir denken daher schon immer, es müsse etwas geben, was uns ausmacht.

Die abrahamischen Religionen wie das Judentum, das Christentum und der Islam verbindet eine Vorstellung, dass eine Seele im Menschen wohne, die vom Körper unabhängig sei, gleich bleibe und weil unsterblich den Körper über den Tod hinaus überdauern könne (Nichols, Strohminger, Rai & Garfield, 2018). Im Mittelalter war die Hoffnung auf ein Weiterleben dieser unsterblichen Seele derart dominant und bestimmend, dass Menschen damals weitaus mehr auf das Jenseits und das dortige kommende Heil konzentriert waren als auf die konkrete Erfüllung des Lebens jetzt im Diesseits. Allmählich hat sich daraus in der Folge des philosophischen Verständnisses der antiken Griechen und im Zuge der Aufklärung die säkularisierte Vorstellung einer Psyche entwickelt (Grubner, 2017), die zum Gegenstand und zur Grundlage wissenschaftlicher Auseinandersetzungen bis in heutige Tage geworden ist.

Im Gegensatz dazu verstehen asiatische, insbesondere buddhistische Religionen die Seele wie alles andere auch als nicht stabil, sondern als fließend, unbeständig und vergänglich, sodass die Vorstellung eines dauerhaften und bleibenden Selbst eine Illusion darstelle (Nichols, Strohminger, Rai & Garfield, 2018). Es erweckt den Anschein, dass derartige religiöse Konzeptionen der Dinge und des Selbst auch in neuere philosophische Denkweisen einfließen (Tippett, Metzinger, Thompson & van Lommel, 2011) und somit zu einer weitgehenden Dekonstruktion des Selbstbegriffes führen.

Bemerkenswert ist bei dieser religiös tradierten Bestimmung der Seele, dass im Denken der Menschen eine unmittelbar nicht beobachtbare Einheit überdauert hat, welche durch diese gedachte Unabhängigkeit vom Körper und ihr Weiterleben in einem wie auch immer angenommenen Jenseits in der Vorstellung eine dauerhafte Beständigkeit entwickelt, welche jegliche andere erfahrbare und messbare dingliche Welt übersteht und nahe an das Göttliche herankommt.

5. Ergebnisse und Ausblicke

Zum einen kann es überraschen, wie häufig das Selbst Eingang in wissenschaftliche und lebensweltliche Überlegungen gefunden hat und weiterhin findet, wenn auch offenbar weniger Literatur zum Selbst in den letzten Jahren erscheint. Die häufige Verwendung des Selbst in Theorie und Praxis legt nur nahe, dass es sich beim Selbst um etwas Grundlegendes und Wichtiges handelt.

Im Anblick der gegebenen insgesamt uneinheitlichen Forschungslage ist anzudeuten, dass

- auch das Selbst im Sinne einer psychologischen Theoriebildung (Mausfeld, 2010) wieder vermehrt aufgegriffen, untersucht und konkret bestimmt wird,
- das Ich neben dem Selbst als lebensweltlicher Begriff für die zentrale Einheit des Menschen eine Verstärkung erfährt und
- eine Vereinheitlichung der höchst unterschiedlichen weiteren Begriffe wie Person, Subjekt oder Identität versucht wird.

Die Fortsetzung dieser Auseinandersetzung mit dem Selbst in seinen theoretischen und lebensweltlichen Bezügen erscheint in der Psychologie und der Psychoanalyse weiterhin angebracht.

Literatur

- ALLPORT, G. W. (1958). *Werden der Persönlichkeit: Gedanken zur Grundlegung einer Psychologie der Persönlichkeit*. Bern [u. a.]: Huber.
- CALLERO, P. L. (2003). The Sociology of the Self. *Annual Review of Sociology*, 29, 115-133.
- DEMO, D. (1992). The Self-Concept over Time: Research Issues and Directions. *Annual Review of Sociology*, 18, 303-326.
- DE MUYNCK, R. & ULLRICH, R. (1976). *Das Assertiveness-Training-Programm ATP. Einübung von Selbstvertrauen und sozialer Kompetenz*. Mehrbändig. München: Pfeiffer.
- FETSCHER, R. (1981). Das Selbst und das Ich. *Psyche. Zeitschrift für Psychoanalyse*, 35, 616-635.
- FREUD, S. (1923). *Das Ich und das Es*. Leipzig, Wien, Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag.
- GECAS, V. (1982). The Self-Concept. *Annual Review of Sociology*, 8, 1-33.
- GRUBNER, A. (2017). *Die Macht der Psychotherapie im Neoliberalismus: eine Streitschrift*. Wien: Mandelbaum.
- HEATHERTON, T. F. (2011). Neuroscience of Self and Self-Regulation. *Annual Review of Psychology*, 62(1), 363-390.
- HINSCH, R. & PFINGSTEN, U. (1983). *Gruppentraining sozialer Kompetenzen: (GSK)*. München: Urban & Schwarzenberg.
- JACOB, N.-C., MOSZEIK, E. N. & RENNER, K.-H. (2017). Die Quantifizierung des Selbst aus psychologischer Sicht. *Medien & Erziehung*, 61, 30-38.
- JAMES, W. (1890). *The Principles of Psychology. In Two Volumes. Vol. 1*. London: Macmillan. Reprint: Cosimo, New York, 2007.
- KOHUT, H. (1981). *Die Heilung des Selbst*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- LUDWIG-KÖRNER, C. (1992). *Der Selbstbegriff in Psychologie und Psychotherapie: eine wissenschaftshistorische Untersuchung*. Wiesbaden: Deutscher Universitätsverlag.
- MAUSFELD, R. (2010). Psychologie, Biologie, kognitive Neurowissenschaften zur gegenwärtigen Dominanz neuroreduktionistischer Positionen und zu ihren stillschweigenden Grundannahmen. *Psychologische Rundschau*, 61, 180-190.

MUMMENDEY, H. D. (2006). *Psychologie des „Selbst“: Theorien, Methoden und Ergebnisse der Selbstkonzeptforschung*. Göttingen, Wien [u. a.]: Hogrefe.

NICHOLS, S., STROHMINGER, N., RAI, A. & GARFIELD, J. (2018). Death and the Self. *Cognitive Science*, 42, 314-332.

ROTH, G. & STRÜBER, N. (2018). *Wie das Gehirn die Seele macht*. Stuttgart: Klett-Cotta.

SCHÜLEIN, J. A. (2016). *Soziologie und Psychoanalyse. Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Subjekttheorie*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

SWILDENS, H. (2005). Selbstpathologie und der postmoderne Mensch. *Herausforderungen für Psychotherapeuten. Psychotherapeut*, 50, 115-121.

TIPPETT, K., METZINGER, T., THOMPSON, E. & VAN LOMMEL, P. (2011). To Be or Not to Be: The Self as Illusion. *Annals of the New York Academy of Sciences*, 1234, 5-18.

WINNICOTT, D. W. (1974). *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. München: Kindler.

Autor

Mag. Dr. Christian Arnezeder

Klinischer Psychologe, Gesundheitspsychologe, Psychotherapeut (Psychoanalyse); Tätigkeiten: Psychologische Diagnostik, Psychoanalyse und psychoanalytische Psychotherapie, Team- und Fallsupervision, 1987 bis 2005 Psychologe in der Beruflichen Rehabilitation, seit 1992 in freier Praxis

Praxis für Psychologische Diagnostik und Psychoanalyse
Kaisergasse 17/9
A-4020 Linz
arnezeder@outlook.at



© Paul Hamann

¹¹ Dagegen wurde immerhin die Frage nach dem „Was bin ich?“ im deutschsprachigen Raum in einer populären Quiz-Sendung über Jahrzehnte ganz pragmatisch anhand der jeweiligen Berufstätigkeit beantwortet.